

Kliniken bei Digitalisierung weit abgehängt

Den Arztbericht aufs Handy? Per App nachweisen, dass man geimpft ist? Schön wär's: Deutsche Kliniken arbeiten viel zu oft noch analog. Das belegt eine Studie, die erstmals auch den internationalen Vergleich zieht



Zwar wurde die Tele-Medizin durch Corona ausgebaut: Vielfach hinken deutsche Kliniken bei der Digitalisierung aber hinterher. **imago stock Tack**

Von Jennifer Schumacher

Essen/Düsseldorf Zum ersten Mal hat eine Studie den Digitalisierungsgrad deutscher Krankenhäuser im internationalen Vergleich gemessen. Aus Patientensicht ist das Ergebnis ernüchternd: So nutzen die meisten der für die Studie untersuchten 52 deutschen Krankenhäuser kaum digitale Möglichkeiten, um die Kommunikation mit den Patienten und – wichtiger noch – deren Versorgung zu verbessern.

Arztbriefe werden vielfach noch immer mit der Post versandt oder gefaxt, die Anamnese vor dem Aufenthalt wird meist auf Papier ausgefüllt und auch die Feedback-Fragebögen nach dem Krankenhausbesuch verursachen eher Zettelwirtschaft als elektronische Datensätze.

Corona-Pandemie zeigt den großen Nachholbedarf

Deutschland legt einen hohen Wert auf Datenschutz und Datensicherheit. Die Kommunikation mit den Patienten muss aber einfacher, transparenter und effizienter werden“, sagt Dr. Pierre-Michael Meier, Geschäftsführer der „Entscheiderfabrik“. Das Konsortium aus 36 Verbänden, 150 Industrieunternehmen und Kliniken mit mehr als 800 Standorten hat die Studie in Auftrag gegeben. Die Ergebnisse seien für Akteure des Gesundheitswesens keine Überraschung, sagt Meier: „Aber nun können wir die Missstände endlich belegen.“ Mit der sogenannten „Düsseldorfer Erklärung“ wolle man aufrütteln, sagt Meier: Denn vor allem die Corona-Pandemie habe gezeigt, wie groß der Nachholbedarf in der Digitalisierung des deutschen Gesundheitswesens ist.

Während in den USA 87 Prozent der Krankenhäuser ein elektronisches Krankheitsregister führen, sind es in Deutschland gerade einmal neun Prozent. „Dabei ließen sich über ein solches Register Versorgungslücken ablesen und Rückschlüsse auf die Häufigkeit von Krankheiten in bestimmten Regionen ziehen“, erklärt Meier.

Die Studie legt zahlreiche Probleme offen: So sind etwa die Informationssysteme von niedergelassenen Ärzten und Krankenhäusern vielfach nicht kompatibel. Sensible Daten muss der Patient so an jeder Schnittstelle im Gesundheitssystem erneut selbst vortragen bzw. vorlegen: Auskunft geben etwa über Allergien, Vorerkrankungen, Alter und Gewicht. Selbst in den Krankenhäusern ist eine elektronische Patientenakte bislang eher eine Seltenheit: Gerade vier Prozent der untersuchten Häuser pflegen die Informationen über ihre behandelten Patienten elektronisch ein.

Immerhin aber ist die elektronische Patientenakte der gesetzlichen Krankenkassen auf den Weg gebracht: Seit dem 1. Januar 2021 können alle gesetzlich Versicherten eine solche Patientenakte erhalten, in der medizinische Befunde und Informationen aus vorhergehenden Untersuchungen und Behandlungen über Praxis- und Krankenhausgrenzen hinweg umfassend gespeichert werden können.

Vor allem kleine Krankenhäuser profitieren kaum vom Zukunftsgesetz

Eine weitere wichtige Stellschraube für eine Beschleunigung der Digitalisierung sollte das Krankenhauszukunftsgesetz sein. Der Bund fördert damit digitale Investitionen an den Kliniken mit drei Milliarden Euro, die Länder stellen 1,3 Milliarden Euro zur Verfügung. Nötig wären mindestens zehn Milliarden Euro, schätzt Meier: „Das Problem ist, dass die Förderung gerade bei den kleineren Krankenhäusern mit weniger als 500 Betten im Schnitt gerade einmal 50 Prozent des tatsächlichen Bedarfs deckt.“ Dabei seien sie das Rückgrat der Coronaversorgung gewesen, während die deutlich größeren Kliniken mit höherer Förderung in der Pandemie vielfach nicht ausgelastet gewesen seien.

Um die Digitalisierung zügig voranzutreiben, fehle außerdem IT-Fachpersonal: Mehr als ein Viertel der für die Studie befragten Kliniken hat gar keinen IT-Sicherheitsbeauftragten – damit bildet Deutschland auch im internationalen Vergleich das Schlusslicht. Vorfälle wie der Hackerangriff auf die Uniklinik Düsseldorf belegten, wie anfällig das System für Angriffe sei, sagt Meier: „Hinsichtlich der Informationssicherheit muss nicht nur mehr investiert werden. Es benötigt hoch qualifiziertes Personal, einen so genannten Chief Information Officer, der sämtliche Aspekte der Digitalisierung im Blick hat.“